

In dem eingangs genannten Sammelband *Madame de Staël und die Internationalität der Romantik* hat Julia von Rosen bereits einen Aufsatz veröffentlicht, der eng an ihre Dissertation angelehnt ist und deren Ergebnisse zum Teil resümiert. Hervorgegangen ist der Sammelband aus dem Kolloquium einer Göttinger Forschungsgruppe, die sich mit Madame de Staël beschäftigt und in deren Arbeit auch das vorliegende Dissertationsprojekt offensichtlich eingebettet war.

Gernot Krämer

Kurt Röttgers: *Metabasis. Philosophie der Übergänge*, Magdeburg (Scriptum) 2002 (= SO|PHI|ST. Sozialphilosophische Studien; Bd. 4). 456 Seiten.

»Eine Philosophie der Übergänge stellt sich dem Problem der radikalen Übergänge.« (7) »Philosophie der Übergänge ist das Unternehmen, die Zeitlichkeit von Ereignissen anders als in Geschichten zu denken.« (15) Das Programm, das diese lapidare Sätze formulieren, setzt Kurt Röttgers' Studie auch tatsächlich um. Dem allein stehend doch relativ abstrakten Begriff des Übergangs gewinnt diese eine erstaunliche Fülle von nicht nur philosophisch, sondern kultur- und nicht zuletzt literaturwissenschaftlich interessanten Aspekten ab. Das Inhaltsverzeichnis kann als Einladung an den Leser verstanden werden, seine Übergänge selbst zu wählen, statt konsequent von vorne nach hinten zu lesen, wenn er die in der Einleitung und in Abschnitt 1 (»Die Gewalt des Übergangs«) thematisierten Denkgrundlagen einmal nachvollzogen hat (was die Rez. empfiehlt, weil es den Gewinn der Lektüre erheblich steigert). Röttgers greift dafür auf seinen früher entwickelten Grundbegriff des »kommunikativen Textes« zurück (*Der kommunikative Text und die Zeitstruktur von Geschichten*. Freiburg, München 1982) sowie auf Überlegungen von Lukacs, Benjamin, Kant, Maffesoli und Deleuze/Guattari. Die folgenden Abschnitte (»Strukturalismus: Bricolage als Brücke (zwischen Erkenntnis und ihrem Gegenstand)«, »Negation im Übergang und die Probleme der Un-Mittelbarkeit« (»Hegel«, »Adorno«, »Galvanismus«, »Nähe und Distanz«), »Le Dehors: Derrida«, »Emergenz und Autopoiesis«, »Many thing goes – Die Vielfalt der Wege und die Umwege«) entwickeln die spezifischen Ausprägungen der Denkfigur der Metabasis an verschiedenen Philosophen und Philosophemen, wobei es nicht um historische Abfolge geht, sondern um Strukturen. Auf eine historische Achse rückübertragen, beginnt die Darstellung also sinnvollerweise mit Hegel und endet mit dem systemtheoretischen Begriff der Emergenz, welcher als die jüngste Fassung der Übergangsproblematik aufgefaßt werden kann.

Im Gegensatz zu diesen Kapiteln, die primär danach fragen, wie Philosophie- und Theoriegeschichte die Figur der Metabasis konturiert haben, stützen sich die folgenden vermehrt auch auf kulturhistorische und literarische Bezüge. Da die Fülle von Motiven den Raum einer Rezension sprengt, sei hier nur auf eines davon eingegangen: »Wege ins Unbewußte und: Wie wird man ein Tier, wie wird

man eine Frau?» stellt sich einem der »großen, nahezu aporetischen Probleme der Kulturanthropologie«, nämlich »wie man den Übergang vom Tier zum Menschen beschreiben soll« (209). Die einsetzende Kolonisierung Amerikas stellt die Kolonisatoren vor die Frage, welchen ›Status‹ sie den ›Entdeckten‹ zuzuweisen haben. Ihre Nacktheit, aber auch die Behauptung, die Indianer hätten weder eine Sprache (!) noch Gesetze und Religion, ermöglichen, sie als Tiere wahrzunehmen. Letztlich definiert hier das religiöse Kriterium den Übergang zwischen Tier und Mensch / Mensch und Tier. »Obwohl sie also ›wie Tiere‹ sind, kann und soll man sie zum Christentum bekehren, was man ja mit echten Tieren wiederum nicht tut. Kann man sie zum Christentum bekehren, ist damit ihr Menschheitsbeweis erbracht, sie sind dann wie die Spanier Menschen und Untertanen des spanischen Königs. Erweisen sie sich jedoch bekehrungsresistent, so wird man sie als Sklaven verkaufen.« (211) Leider wird ihnen das Dokument, das sie über diese ihre neue Lage informiert, auf Spanisch verlesen – die Chance, aus der Sicht der Eroberer den Sprung zum Menschen zu schaffen, ist ihnen damit genommen. Die traurige Ironie dieser historischen Reminiszenz stößt den Leser auf die unmittelbar machtpolitische Seite, welche das Thema offenbart, wenn es darum geht, wem die Definitionsmacht über den Übergang zusteht. Ein Tier wird man im Auge eines verfügenden Anderen, der, wenn es ein für eine Kultur zentrales Kriterium des Menschseins gibt (hier das Christ-Sein), dieses im Interesse des ökonomischen Vorteils einfach pragmatisch unterläuft. »[...] wie es bei den Wilden die tierähnliche Nacktheit war, an der diese Fremdheitskonstruktion überwiegend festgemacht war, ist es vor allem der Körper der Frauen, über die sie zu Fremden qualifiziert werden. Wenn das aber so ist, dann gibt es für diese Disposition von Körperqualitäten eine Voraussetzung darin, daß die Körperlichkeit generell Medium von Fremdheit sein kann. Mit anderen Worten, weil der eigene Körper etwas Fremdes (ein Fremder) ist, deswegen ist es so leicht, die Fremdheit der Fremden körperlich zu bestimmen. Unser Körper ist, so wie wir ihn insgeheim kennen und darin auch verkennen, ein nackter Wilder: fremd wie eine Frau.« (212 f.) Röttgers geht es hier sichtlich nicht so sehr um die (von der einschlägigen Literatur von Beauvoir bis Butler diskutierte) Frage, wie man denn nun eine Frau wird, sondern viel mehr um den eigenen Körper als Fremden, eine Fremdheit, für welche die Frau eintreten kann. Fremd ist sich das Selbst gleich doppelt, einmal eben als Körper – »Selbst versteht nicht, weder im Gemüt noch in bewußter Reflexion, was seine Gedärme von ihm wollen.« (219) – dann als Unbewußtes. Wichtig ist für beide Formen der Fremdheit der Hinweis auf die prinzipielle »Unvermeidlichkeit von Fremdheitskonstruktionen« (220) sowie darauf, daß das Fremde nicht als gesteigerte Andersheit aufgefaßt werden kann: »Der Fremde ist gerade nicht der Andere, der noch mehr anders ist, gewissermaßen weiter weg, als andere Andere. Und das Fremde in uns ist nicht das am tiefsten im Körper oder in der Seele Vergrabene. In jedem Moment ist es als Hintergrund des Fungierens des Textes da. [...] Das Fremde ist ganz nah – bedrohlich nah; es ist die Bedingung der Möglichkeit von Inhaltlichkeit des Eigenen.« (224) Anhand von Deleuze/Guattari wird schließlich wieder das »Tier-Werden«, dies-

mal des Schriftstellers erörtert (253 ff.), ein ganz anderer, nämlich freiwilliger, Mensch-Tier-Übergang als der oben geschilderte.

Motivisch unverzichtbar im thematischen Zusammenhang sind die Kapitel über »Das Sterben und Überleben von Göttern, Menschen und Übermensch« sowie über »Abschiede und Reisen«. Hier finden obligatorische Motivkomplexe wie die »Metamorphosen«, der »Exodus« oder die »Odyssee« ihren Platz. Die literarischen Kontexte muß sich der Leser gelegentlich ergänzen und selbst eine Applikation entwickeln. So findet sich im kurzen, »Metamorphosen« betitelten Abschnitt nichts über Ovid, dafür eine knapp-eindringliche, an Michel Serres orientierte, Analyse verschiedener Typen der »ökonomischen« und »historischen« Verwandlung. Das primäre Interesse des Autors ist eben kein literaturwissenschaftliches, aber die Anschlussmöglichkeiten sind mannigfaltig, berührt die *Philosophie der Übergänge* doch, wie deutlich geworden sein dürfte, eine Reihe von Grundthemen der Literaturwissenschaft (Erzähltheorie!) und Grundmotiven der Literatur. Gerade die motivgeschichtlich orientierte Forschung wird Kurt Röttgers' Studie, so sie diese nach ihrem Verdienst nutzt, einen neuen Blick auf die einschlägigen Felder verdanken. Man darf den ersten Anwendungen gespannt entgegensehen.

Bettina Gruber

Martin Sexl: *Literatur und Erfahrung. Ästhetische Erfahrung als Reflexionsinstanz von Alltags- und Berufswissen. Eine empirische Studie*, Innsbruck (STUDIA Universitätsverlag) 2003. 532 Seiten.

Was passiert, wenn ein Literaturwissenschaftler mit einer Gruppe von sechs Krankenschwestern Sophokles' *Antigone*, Tolstois *Der Tod des Iwan Iljitsch* und Shakespeares *King Lear* liest? Er wird natürlich zu zeigen versuchen, wie Literatur zur Bildung beiträgt. Das ist einerseits recht einfach, weil er ja die Krankenschwestern selbst zu Wort kommen und sie eine Vorher/Nachher-Analyse ihrer Lektüreerfahrung und der darauf folgenden Gruppendiskussion machen lassen kann. Andererseits ist das alles andere als einfach, weil ein solch empirischer Ansatz zwar noch den Bildungsansatz teilt, aber sonst sämtliche Prämissen traditioneller und etablierter Literaturwissenschaft radikal in Frage stellen muß. Folgerichtig nimmt Martin Sexl eine Position zwischen »bloßer« Empirie und »reiner« Literarästhetik ein und macht sein Sozial-Experiment fruchtbar im Spannungsfeld zwischen Textanalysen (Kapitel 5) und Reflexion von Berufserfahrung seitens der Krankenschwestern vor und nach der Lektüre (Kapitel 4 und 6).

Zu diesem Experiment – »nachzuweisen, daß die Lektüreerfahrungen berufliche Welten bewußtmachen und spiegeln können und daß sich die Wahrnehmungen des eigenen Berufes durch die ästhetischen Erfahrungen in einer Art und Weise ändern, die durch andere Impulse nicht hätten ausgelöst werden können« (14) – bedarf es einiger das Fach provozierende Hypothesen.